



Erscheint jeden
Donnerstag.

Der Humorist.

Frei-Beilage zum
Wiesbadener Central-Anzeiger.



Nr. 17.

Wiesbaden, den 27. April 1899.

IV. Jahrgang.

(Nachdruck verboten.)

Die lange Kiste.

Von Edgar Poe.

Vor Jahren hatte ich mir an Bord des schönen Segelschiffes „Independence“, Kapitän Hardy, einen Platz für die Reise von Charleston nach New-York gesichert. Wir sollten am 15. Juni segeln, und am Abend vorher begab ich mich an Bord, um meine Kajüte in aller Gemüthsruhe einzurichten.

Es waren eine Menge Passagiere, namentlich viele Damen, eingeschrieben. Ich fand auf der Liste viele bekannte Namen, war aber besonders erfreut, als ich den Namen eines jungen Künstlers — Cornelius Whatt — unter den Angemeldeten antraf. Wir hatten auf der Universität G. zusammen studirt und viel miteinander verkehrt. Wie die meisten Genies war er eine Mischung von Misanthrop, Enthusiast und Gefühlsmensch. Dabei hatte er das beste und treueste Herz, das man sich denken kann.

Man hatte seinen Namen auf drei Kajütsthüren geschrieben; auf der Liste stand er aber nur für sich selbst, Frau und zwei Schwestern eingetragen. Die Kajüten waren ziemlich groß mit je zwei Kojen; diese Kojen waren allerdings nur klein. Trotzdem war es unverständlich, weshalb er für die vier Personen drei Kajüten genommen hatte.

Ich kam auf den Gedanken, daß er wohl einen Dienstboten mitbringen würde, fand aber bei der nochmaligen Durchsicht der Liste, daß dies nicht der Fall war, daß vielmehr die früher eingetragene Kammerzofe wieder gestrichen war. Es war aber nicht ausgeschlossen, daß er die dritte Kajüte für seine Bagage verwenden wollte. Vielleicht führte er das eine oder das andere werthvolle Gemälde mit sich.

Die beiden Schwestern Whatts kannte ich sehr gut. Es waren zwei sehr liebenswürdige begabte junge Mädchen. Seine Frau dagegen, welche er erst kürzlich geheirathet hatte und von welcher er mit echt künstlerischer Begeisterung sprach, hatte ich noch nie gesehen. In seinen Augen war sie sehr hübsch, geistreich und talentvoller als andere, und ich sehnte mich selbstredend darnach, ihre Bekanntschaft zu machen.

Als ich mich am Nachmittage des 14. Juni an Bord begab, erzählte mir der Kapitän, daß Whatt mit seinen Damen gleichfalls zur Besichtigung der Räume kommen würde. Statt ihrer kam ein Brief, in welchem Whatt schrieb, daß seine Frau nicht wohl sei, und daß sie deshalb erst am nächsten Tage kurz vor Abgang des Schiffes an Bord gehen würden.

Am nächsten Tage theilte mir der Kapitän schriftlich mit, daß er noch nicht segeln könne und daß ich noch einige Tage

warten müsse. Mir war dies in hohem Grade auffallend. Denn der Wind war sehr günstig. Die Abfahrt verzögerte sich dann noch etwa 8 Tage, und als ich mich am Tage der Abreise an Bord begab, traf ich auf dem Deck eine große Anzahl Passagiere, alle in Unruhe und Verwirrung. Whatt und auch die Seinen waren noch nicht da. Sie kamen erst eine Viertelstunde später. Er schien wieder einen seiner misantropischen Anfälle zu haben. Da ich bei ihm an diesen Zustand gewöhnt war, achtete ich nicht weiter darauf. Er stellte mich aber nicht einmal seiner Frau vor, sondern überließ dies seiner lebenswürdigen Schwester Marianne.

Frau Whatt trug einen dichten Schleier, und als sie ihn zur Seite zog, um meinen Gruß zu erwidern, wurde ich im höchsten Grade erstaunt. Vielleicht wäre meine Enttäuschung eine noch viel größere gewesen, wenn ich nicht mit der Thatfache gerechnet, daß die begeisterten Vorstellungen eines Künstlers oft das Fassungsvermögen anderer Sterblicher übersteigen.

Es war mir unmöglich, in Frau Whatt etwas anderes, als eine gewöhnliche Alltagserscheinung zu finden. War sie auch gerade nicht ausgesprochen häßlich, so war sie nicht weit davon. Ihre Kleidung allerdings verrieth Geschmack, und ich sagte mir, daß ihre Herzens- und Geistes Schönheit ihn beethört haben mußten. Sie sprach nur einige wenige Worte und begab sich dann mit Whatt in die Kajüten.

Meine Neugierde wurde von neuem wach. — Eine Kammerzofe hatten sie also nicht bei sich. Wie sah nur das Gepäc aus? Eine halbe Stunde später hielt ein Karren mit einer langen Kiste vor dem Schiffe. Scheinbar hatte man auf sie gewartet. Denn kaum war sie auf Deck geschafft, als man auch schon die Anker lichtete, und bald befanden wir uns auf hoher See.

Die genannte Kiste war etwa 3 Meter lang und ziemlich zwei Meter breit. Bei näherer Betrachtung kam ich zu der Ueberzeugung, daß sie ein Gemälde, wahrscheinlich eine Kopie des heil. Abendmahls von Leonardo da Vinci enthalte. Ich hatte davon gehört, daß Whatt dieses Bild nach New-York bringen wollte, und hatte mich schon darüber geärgert, daß er, welcher in solchen Sachen mir gegenüber sehr offen war, mir hiervon nichts gesagt hatte.

Warum schaffte er das Gemälde aber nicht in die dritte Kajüte? Warum nahm er es mit sich in die Kajüte, welche er mit seiner Frau theilte und wo es den ganzen Fußboden bedeckte? Die war um so wunderlicher, als der Theer oder die Farbe, mit welcher die Aufschrift geschrieben war, einen entsetzlichen Geruch verbreitete. Auf dem Deckel stand folgende Adresse:

Frau Abelaide Curtis

p. Abt.: Herrn Cornelius Whatt

Albany-New-York.

Vorsicht!

Oben!

Während der ersten drei bis vier Tage hatten wir das denkbar schönste Wetter, und die Passagiere waren in der denkbar besten Laune und sehr umgänglich. Eine Ausnahme aber bildeten Whatt und seine Schwestern, welche sich von den übrigen Reisenden auffallend zurückzogen. Er war stiller denn je. Bei ihm wunderte mich aber so leicht nichts. Dagegen fehlte das Benehmen der Schwestern mich in Erstaunen. Sie verließen ihre Kajüten sehr selten und waren nicht dazu zu bewegen, an irgend einer Geselligkeit theilzunehmen.

Frau Whatt war dagegen liebenswürdig und umgänglich. Sie machte bald mit mehreren Damen Bekanntschaft, und zu meinem Erstaunen entdeckte ich, daß sie nicht abgeneigt war, mit den Herren zu kokettiren. Man bezeichnete sie als liebenswürdig, konnte aber nicht recht fassen, was an ihr einen Mann, wie Whatt angezogen hatte, und man vermuthete, daß sie reich sein müsse. Dem widersprach Whatts frühere mir gegenüber gemachte Aeußerung.

„Ich habe nur aus Liebe geheirathet.“

Wenn ich an diese Worte des Freundes dachte, fragte ich mich: „Hat er den Verstand verloren? Er mit seinem feinen Empfinden, seiner Begabung, seinem Schönsinn!“ Seine Frau schien sehr verliebt in ihn. Sie gebrauchte fast jeden Augenblick das Wort „mein Mann“ oder gar „mein lieber Mann.“ — Er schien dagegen jedes Zusammensein mit ihr zu vermeiden, zog sich häufig in seine Kajüte zurück und ließ seine Frau sich so gut wie möglich unterhalten. Daraus schloß ich, daß Whatt sich in einem exzentrischen Augenblicke habe fangen lassen, und ich bedauerte ihn. Auf der anderen Seite aber ärgerte ich mich, daß er in Betreff des Bildes mir gegenüber so verschlossen war.

Eines Tages, als ich ihn auf dem Deck auf- und abgehen sah, nahm ich seinen Arm und setzte die Wanderung mit ihm fort. Seine Melancholie hatte keineswegs nachgelassen. Er sprach nur wenig und scheinbar mit Anstrengung. Ich suchte ihn durch verschiedene Scherze etwas aufzumuntern. Wenn er aber lächelte, that er mir fast leid. Armer Junge! Wenn ich an seine Frau dachte, mußte ich eigentlich darüber staunen, daß er noch so gefaßt war. Ich wollte seine Gedanken ablenken und brachte das Gespräch auf die wunderbare Kiste. „Er solle nur nicht glauben, daß ich den Inhalt nicht errathe. Mir mache er nichts vor,“ sagte ich scherzend. Die Art und Weise aber, wie er meinen Scherz aufnahm, bewies mir zur Genüge, daß er seinen Verstand verloren hatte. Er starrte mich mit großen fragenden Augen an, als wolle er erforschen, worauf ich hinausziele.

Als er dies endlich begriffen zu haben schien, war es, als fielen ihm die Augen aus dem Kopfe. Er wurde anfänglich feuerroth, darauf leichenblau. Dann ließ er meinen Arm los und brach in ein wahnsinniges Lachen aus, das etwa zehn Minuten anhielt. Als er endlich aufhörte, stürzte er hinten über auf das Deck, und als ich mich niederbeugte, um ihn aufzuheben, war er wie todt.

Ich rief nach Hilfe und schließlich glückte es mir, ihn zur Besinnung zu bringen. Als er wieder die Augen öffnete, stieß er einige unzusammenhängende Worte aus. Er wurde zur Aber gelassen und zu Bette gebracht. Und am nächsten Tage war er wieder völlig gesund. Das heißt körperlich gesund; von seinem geistigen Zustande will ich nicht sprechen. Dafür aber beobachtete ich den Unglücklichen desto schärfer und hauptsächlich Nachts von der Kabine aus. Meine Kajüte lag nämlich, wie alle Kajüten der unverheiratheten Herren, nach dem

großen Salon hinaus, während Whatts Kajüte an den kleinen Salon stieß und von diesem nur durch eine Schiebethür getrennt war. Es kam oft vor, daß bei einer starken Bewegung des Schiffes diese Thüren zurückglitten. Machte man sich die Umstände nicht, aufzustehen und sie zu schließen, so blieben sie einfach offen. Meine Thür stand fast immer schon der besseren Luft wegen offen, und so konnte ich Whatts Kajüteneingänge bequem überschauen.

So sah ich Frau Whatt mehrmals am Abend schon vor 11 Uhr die Kabine ihres Mannes verlassen und sich in die dritte Kajüte begeben, aus welcher ihr Mann sie dann regelmäßig am nächsten Morgen abholte. Es war also klar, daß sie keinen gemeinsamen Schlafraum hatten, und daß sie nur formell, wahrscheinlich so lange zusammenlebten, bis die Scheidung ausgesprochen war.

Weiter hörte ich mehrmals, nachdem Frau Whatt ihren Gatten verlassen hatte, eigenartige Laute aus seiner Kabine. Ich lauschte einige Minuten, und es glückte mir, die Ursache zu entdecken. Der Laut rührte scheinbar von den Anstrengungen her, welche Whatt mit einem Instrumente machte, um den Deckel der Kiste zu öffnen. Ich hörte deutlich, wie er ihn abschraubte und gegen die Kajütenwand stellte. Endlich wurde es still und ich hörte nur ein etwas, was einem unterdrückten Seufzer oder Schluchzen gleich und ein Murmeln, was kaum zu unterscheiden war. Vielleicht war es auch meine eigene Einbildung. — Whatt hatte natürlich den Deckel der Kiste abgenommen, um sich an dem Anblick des Gemäldes zu freuen. Gern möglich, daß die Laute, welche ich hörte, alles andere, als Jammern und Klagen, sondern der Ausdruck einer begeisterten Künstlerseele waren. Bei Tagesgrauen hörte ich ihn die Kiste wieder zuschrauben, und kurz darauf begab er sich völlig angekleidet in den Schlafraum der Frau Whatt, um sie zum ersten Frühstück abzuholen.

Wir waren bereits sieben Tage auf See gewesen, als wir beim Kap Hatteras von einem heftigen südöstlichen Sturm überfallen wurden. Wir waren hierauf schon vorbereitet, da das Wetter mehrere Tage gedroht hatte. Alles war klar gemacht, und als der Wind zunahm, hatten wir nur noch den Klüber und das doppelt geraffte Vordermarssegel auf. So kämpften wir achtundvierzig Stunden. Das Schiff war noch ziemlich „trocken“; es hatte nur wenig Wasser gezogen. Darauf wurde aber aus dem Sturme ein völliger Orkan. Der Klüber zerriß in tausend Stücke, und mehrere fürchterliche Sturzseen gingen über uns weg. Sie rissen drei Mann über Bord und wuschen alles von Deck, was nicht fest war. Kaum waren wir etwas zur Besinnung gekommen, als auch unser Vordermarssegel wegging. Inzwischen wurde ein Sturmsegel beigelegt, und damit hielten wir das Schiff einige Stunden in Gleichgewicht. Der Orkan aber wüthete fort und fort. Nicht die geringste Aussicht zeigte sich, daß er nachlassen würde. Doch am dritten Tage, Nachm. gegen 5 Uhr, fiel der Besanmast. Wir brauchten etwa eine Stunde, um ihn aus dem Wege zu schaffen, und bevor uns dies glückte, wurde aus dem Schiffsraume gemeldet, daß das Wasser dort vier Fuß hoch stehe. Die Pumpen waren in Unordnung und fast nutzlos. Alles war gegen uns.

Überall herrschte Verwirrung und Verzweiflung. Wir machten den Versuch, das Fahrzeug dadurch zu entlasten, daß wir einen Theil der Ladung über Bord warfen und die beiden letzten Masten tappten. Das Wasser aber stieg höher und höher, und die Pumpen schafften nichts. Bei Sonnenuntergang legte sich der Sturm etwas. Das Meer war weniger bewegt, und somit war die Möglichkeit gegeben, daß wir uns in die Boote retten konnten. Um 8 Uhr Abends fing der Himmel an, aufzuklären, und unser Muth stieg, als der Mond klar und blank

Unser geachteten Leserinnen werden höchst ersucht, den Wiesbadener General-Anzeiger, amtliches Organ der Stadt Wiesbaden, in ihren Freundes- und Bekanntenkreisen zum Abonnement zu empfehlen. Wir werden uns durch sorgfältige Auswahl spannender Romane und abwechslungsreicher Unterhaltungsliteratur dafür dankbar zu erweisen suchen. Bei Bestellungen und Einkäufen von Baaren wolle man sich gültigst darauf verlassen, daß die betr. Angelegenheiten des Wiesbadener General-Anzeigers“ beisehen und dadurch in wohlwollender Weise zu unterstützen. Die Bestellungen sind zu richten an die Verlagsanstalt des General-Anzeigers, Wiesbaden.

Bitte zu lesen!

Unsere geachteten Leserinnen werden höchlich erfreut, den Wiesbadener General-Anzeiger, amtliches Organ der Stadt Wiesbaden, in ihren Freundes- und Bekanntenkreisen zum Abonnement zu empfehlen. Wir werden auch durch sorgfältige Auswähl spannender Romane und abwechslungsreicher Unterhaltungsliteratur bestrebt zu erweisen suchen. Bei Bestellungen und Einkäufen von Waaren wolle man sich gültig darauf auf die betr. Angaben des „Wiesbadener General-Anzeigers“ beziehen und dadurch in wohlwollender Weise zur Förderung unseres Blattes beitragen.

herauskam. Nach unglaublichen Anstrengungen gelang es, die Schaluppe ins Wasser zu lassen. Sie entfernte sich augenblicklich mit der ganzen Schiffsmannschaft und den meisten Passagieren und wurde nach dreitägiger Fahrt an der Küste geborgen.

Vierzehn Menschen, unter ihnen der Kapitän, blieben auf dem Bruch zurück. Ihr Schicksal hing von der kleinen Schiffsjolle ab. Unter großen Mühen brachten wir sie ins Wasser. Daß sie dabei nicht kenterte, ist ein wahres Wunder. In dem Boote befanden sich der Kapitän nebst Sohn, Whatt mit Damen, ein mexikanischer Offizier mit Frau und vier Kindern, ein schwarzer Diener und ich selbst.

Natürlich war im Boote nur Platz für die allerwenigsten Geräthschaften, etwas Proviant und dasjenige, was wir am Körper trugen. Man kann sich daher unser Erstaunen ausmalen, als Whatt sich aufrichtete und vom Kapitän verlangte, daß er umkehren solle, damit er die lange Kiste hole.

„Sehen Sie sich, Herr Whatt“, rief der Kapitän erzürnt, „Sie bringen das Boot zum kentern, wenn Sie sich nicht ruhig verhalten. Wir liegen schon so zu tief.“

„Meine Kiste“, wiederholte Whatt immer noch stehend, „ich muß sie haben, Kapitän. Sie können, Sie dürfen sie mir nicht versagen. Sie wieg' so gut, wie garnichts! Nur eine Bagatelle! In Ihrer Mutter, in des Himmels Namen, um Ihrer Seligkeit willen, erhören Sie mich! Schaffen Sie mir meine Kiste! Ich flehe Sie an!“

„Haben Sie Ihren Verstand verloren, Whatt? Ich kann Ihnen nicht helfen! — Sehen Sie sich nieder; ich befehle es Ihnen. — Halten Sie ihn, er springt über Bord. — So, da haben wir es!“

Richtig, während der Kapitän sprach, hatte Whatt sich ins Wasser gestürzt. Wir waren noch so nahe beim Schiffe, daß er das äußerste Ende eines Taues erfassen konnte. An diesem schwang er sich auf das Deck. Wie ein Wahnsinniger stürzte er sich in die Kajüte hinunter. Wir machten einen verzweifelten Versuch, heizubrehen. Unsere kleine Jolle war aber wie eine Feder im Unwetter, und wir sahen ein, daß an eine Rettung des unglücklichen Künstlers nicht zu denken war.

Während wir uns schnell vom Schiffe entfernten, erschien der unglückliche Wahnsinnige — denn dafür hielten wir ihn — oben auf dem Deck. Er schleppte die schwere Kiste herbei, schlang ein dickes Tau mehrmals um dieselbe und band sich selbst fest daran. Einen Augenblick später stürzte der Künstler mit seiner Last in das Meer und war sofort in den Wellen verschwunden.

Wir hatten mit dem Rudern aufgehört. Unsere Augen starrten auf die Unglücksstelle. Kein Wort wurde gesprochen. Erst nach einigen Sekunden unterbrach ich das Schweigen.

„Haben Sie bemerkt, Kapitän, wie plötzlich er verschwand? Ich hoffte, daß er mit der Kiste wieder auftauchen würde.“

„Nein, wie eine Kanonenkugel sank er in die Tiefe. Aber sie kommen schon wieder in die Höhe, — sobald das Salz sich aufgelöst hat,“ antwortete der Kapitän.

„Das Salz?“ fragte ich erstaunt.

„Stille,“ sagte der Kapitän und zeigte auf Whatt's Schweftern. „Später.“

Noch manche Strapazen hatten wir zu bestehen, bevor wir der Insel Roanche gegenüber aufgefischt wurden. Schließlich gelangten wir nach New-York.

Einige Zeit später begegnete ich auf dem Broadway dem Kapitän Hardy. Unsere Unterhaltung brachte uns auch auf das traurige Ende des armen Whatt.

Der Künstler hatte sich seinerzeit Plätze an Bord der „Independence“ für sich, seine Frau, zwei Schwestern und eine Zofe gesichert.

Frau Whatt war in der That das entzückendste junge Weib, was man sich denken konnte.

Am Morgen des 14. Juni war sie plötzlich sehr schwer erkrankt und noch an demselben Abend gestorben. Der junge Wittwer war vor Gram ganz außer sich. Zwingende Umstände machten es ihm aber unmöglich, seine Reise aufzuschieben. Er beschloß, seiner Schwiegermutter die irdischen Reste derjenigen zuzuführen, welche er so sehr geliebt hatte. Er wußte aber sehr wohl, daß bei dem allgemeinen Vorurtheile neun Zehntel aller Passagiere das Schiff lieber verlassen hätte, als die Reise zusammen mit einer Leiche anzutreten.

Um ihm aus der Verlegenheit zu helfen, hatte der Kapitän sich bereit erklärt, die Leiche mitzunehmen. Nur verlangte er, daß sie einbalsamirt, in Salz in eine Kiste von passender Größe verpackt und die strengste Verschwiegenheit beobachtet werde. Frau Whatts Tod mußte also geheim gehalten werden, und da sie bereits in die Passagierliste eingetragen war, mußte ein anderes weibliches Wesen an ihre Stelle treten.

Dies geschah nun in der Weise, daß die Zofe aus der Liste gestrichen wurde und den übrigen Passagieren gegenüber als Frau Whatt auftrat. Während sie am Tage für die Frau des Künstlers galt, zog sie sich am Abend in die Kabine zurück, welche ursprünglich für sie als Dienerin genommen war.

Runterbunt.

* August mit de Klappneese. „Als ob id ne Klappneese hätte. Det kann doch die ganze Welt ohne Brille sehen, det meine Neese zwar nicht die scheenste is, aber for de Woche jeht se eben noch, un darum brauche id mir ooch damit nich zu schämen!“ — Diese Worte hatte der wegen Beleidigung angeklagte Gottlieb August Priests zu dem den Vorsth führenden Richter gesagt, nachdem der letztere ihn durch verschiedene Kreuz und Querfragen einem regelmäßigen Verhör unterworfen hatte. Nunmehr forderte er den Angeklagten auf, den Hergang der Sache kurz und wahrheitsgetreu zu erzählen. Angeklagter: „Also erst da war sie ja mene Braut, aber als dann der Lattenfrihe kam, der da Woche sieben un enhalb mehr verbient, als unser eener, da schmiß se sich dem an 'n Hals.“ — Vorsthender: „Ich möchte Sie denn doch bitten, in der Wahl Ihrer Worte ein wenig mehr auf die Lokalitäten zu achten, in denen Sie sich jeht befinden.“ — Angeklagter: „Na, det Zimnasium habe id freilich nich besucht, und mit de Orthographie weech id man ooch verflucht wenig Bescheed. Also da müssen Se mir denn schon entschuldigen, Herr Gerichtshof, wenn id be vornehmen Salonbenemijer nich aus 'n ff lenne. Tanzstunde un Jeseßschaftsstunde habe id ja freilich schon verschiedene Mal mitgenommen, det war aber merschtenteils mehr um de Bekantschaft mit de Meechens, als um 'nseinen Ton zu thun . . .“ Vorsthender: „Schon gut! Schon gut! Sprechen Sie also nur so, wie Ihnen der Schnabel gewachsen ist, aber beeilen Sie sich, bitte, ein wenig, denn wir haben heute noch andere Fälle als den Ihrigen zu erlebigen.“ — Angeklagter: „Na also! Wat meine jefesene Braut, be Juste war, — heute würde id de Schlumpe ja jarnich mehr über de Schulter noch ansehen! — die looft, wie schonst vorhin jesagt, mit den Lattenfrihe. Id stellle ihr nu eenmal, als id se frade zufällig treffe, mal so unter vier Deden zur Rede un frage ihr, wat se denn eigentlich mit den Kerl hat un' warum se mit de Treie jebrochen hat. Da wird dei Weibsbild aber janz verflucht flappig . . .“ Vorsthender: „Lassen Sie doch wenigstens derartige Ausbrüde, wie den letzten weg, sonst muß ich Sie, wenn sich dies wiederholt, mit einer Ordnungsstrafe belegen.“ Angeklagter: „Na denn nich flappig, aber se riskirt eben eene Lippe, oder ville mehr, wie wir det uff deitsch ausdrücken, 'ne große Schnauze . . .“ Vorsthender:

„Halten Sie etwa dieses Wort für weniger unziemlich, als das vorhergehende?“ Angeklagter: „Also kurz und gut, der Weibsbild fängt ganz ekelig an, über mich herzugehen, jiebt mir die verschiedensten Namens, die du irade nicht mit Rosenamen zu bezeichnen sind und nennt meine Neese schließlich 'ne Klapperneese. Da reißt mir denn schließlich aber doch die Geduld, wenn ich auch von Natur aus ein äußerst jutmiethiger und liebenswürdiger Mensch bin. Aber meine Neese Klapperneese zu nennen, das ist doch 'n bißchen starker Tobak. Riefen Sie sich doch mal bloß mal Niechorjan 'n bißchen genauer an, Herr Gerichtshof, ob Sie da etwas so was, wie Klappen daran bemerken. Ich habe ihr aber auch schon uff bei Kompliment jeantwort, das muß ich ja sagen. Aber wenn ich nu hier wegen der Weibsbild als Beleidigungsanjeklagter stehe, so bitte ich bei der Urtheil denn doch in Erwägung zu ziehen, wie schwer ich durch die Beschimpfung meiner Neese verletzt worden bin!“ — Der Gerichtshof zieht sich hierauf, nachdem der Vorsitzende noch einige Fragen an den Angeklagten gerichtet hatte, zur Berathung zurück. Nach etwa einer Viertelstunde wird das freisprechende Urtheil verkündet. In der Urtheilsbegründung wird ausdrücklich anerkannt, daß der Angeklagte in schwere Weise von seiner ehemaligen Braut gereizt und probozirt worden war. Mit freudestrahlendem Gesicht und dem Ausruf: „Nu ist die Ehre von mein Niechorjan doch gerettet!“ verläßt der Angeklagte den Gerichtssaal.

Allelei Humoristisches.

Begründete Entschuldigung.

Hausherr: „Hören Sie, Minna, die Messer könnten aber besser gepuht sein.“

Minna: „Hatte nicht genügend Zeit, Herr Doktor; ich mußte das Rad der Gnädigen putzen.“

(„Meggend.“)

Kindliche Naivetät.

Lehrerin (die den Kindern vom Dornröschen erzählt): „Womit hat der Prinz das Dornröschen aufgeweckt? Was gab er dem Dornröschen? (Mariechen schweigt.) Nun, Mariechen, er gab ihm doch daselbe, womit Dich Morgens Deine Mutter beim Erwachen begrüßt! . . . Was gab er ihr also?“

Mariechen: „Einen Löffel Leberthran!“

(„Fl. Bl.“)

„Schnell fertig ist die Jugend mit dem Wort!“

Lehrer: „Klümpel, nenn' mir 'mal sechs Thiere, welche in der Polar-Region wohnen.“

Schüler: „Vier Eisbären und zwei Seehunde.“

(„Fib. Haus.“)

Eine ungerathene Tochter.

Barbier: „... Was für ein Unglück ich mit meiner Emma hab! Verliebt sich das Mädchen in einen Menschen, der — sich selbst rasirt!“

(„Fl. Bl.“)

Selbstverrath.

Gretchen (zu ihrer Freundin): „Denke nur, Anna, wie eitel der neue Assessor ist: Als er mir heute Morgen auf der Straße begegnete, sah er sich nachher nochmals um; jedenfalls bildete er sich ein, ich werde mich nach ihm umschauen! Als ob mir so etwas einfiele!“

(„Meggend.“)

Ganz einfach.

Herr (zu einem Fräulein, das am jenseitigen Flußufer steht, liebevollend): „Fräulein Therese, was bekomm' ich wohl, wenn ich durch das Wasser wate und zu Ihnen eile?“

Fräulein: „Dann — dann bekommen Sie einen — Schnupfen.“

(„Kobold.“)

Kasernenblüthe.

Wachmeister: „Treten Sie an den Gaul nicht von hinten heran, sonst schlägt er Ihnen die Bretter vor dem Kopfe ein!“

(„Meggend.“)

Einziges Mittel.

„Sie nur, wie besorgt die Hausfrau um den Dichter Knöchle ist, — der darf den ganzen Abend nicht aufhören zu essen und zu trinken!“

„Allerdings — aber nur, um es ihm unmöglich zu machen, seine Gedichte vorzulesen!“

(„Fl. Bl.“)

Eigenartige Schlussfolgerung.

Amtsrichter: „Sie sind wegen wiederholter Bettelrei und Landstreichens in Haft genommen worden. Das ist innerhalb sechs Wochen nun schon das dritte Mal.“

Vagabund: „Da können Sie sehen, Herr Amtsrichter, wie die Zeit vergeht!“

(„Kobold.“)

Gerade heraus.

Maler: „Nun, wie finden Sie mein Aquarell: „Die Flucht?“

Verleger: „Zum Davonlaufen.“

(„Lust. Welt.“)

Zerstreut.

Fräulein (alt und häßlich): „Ich habe vor, dem hiesigen Verschönerungsverein beizutreten.“

Professor (in Gedanken): „Glauben Sie, daß es etwas hilft?“

(„Lust. Welt.“)

Boshaft.

Baron: „Des Defteren pflege ich nur mit meinen Gedanken spazieren zu gehen.“

Dame: „Das muß ja schrecklich langweilig sein!“

(„Lust. Welt.“)

Rücksichtslos.

Köchin: „Znädige Frau, wollen Sie nicht des Abends der Klavierspielen lassen?“

Hausfrau: „Was fällt Dir denn ein? Weshalb?“

Köchin: „Ach, mein Bräutigam ist nemlich bei der Militär-musik, und der kann das jarnich verdragen, wenn Sie falsche Noten spielen!“

(„Dorfb.“)

Gegenwehr.

Er: „Ich begreife nicht, wie Du Dich nach dem Menschen, der Dir die frechen Blicke zuwarf, noch umbrehen kannst?“

Sie: „Aber ich muß doch dem unverschämten Kerl die Blicke zurückwerfen!“

(„Unf. Gesellsch.“)